Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 23 (2016)
Heft: 254

Rubrik: Perspektiven

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«Let your memory be your travel bag»

TEXT UND BILDER: HEIDI EISENHUT

Das Zitat begegnet mir am ersten Tag, in Rangun, nach dem Besuch der Shwedagon-Pagode im Herzen der Fünf-Millionen-Stadt. Es ist aufgedruckt auf der Verpackung eines Feuchtigkeitstuchs, das uns Kyaw, unser burmesischer Begleiter, nach dem Besuch des Tempels dezent in die Hand drückt: «Für die Füsse ... ». Soweit komme ich aber zunächst nicht: «‹Let your memory be your travel bag› Alexandr Solzhenitsyn (1918–2008)» steht da in grossen Lettern. Der Satz hat die Kraft, mich während der nächsten drei Wochen immer wieder zum Nachdenken anzuregen.

Ein eigener Stil ...

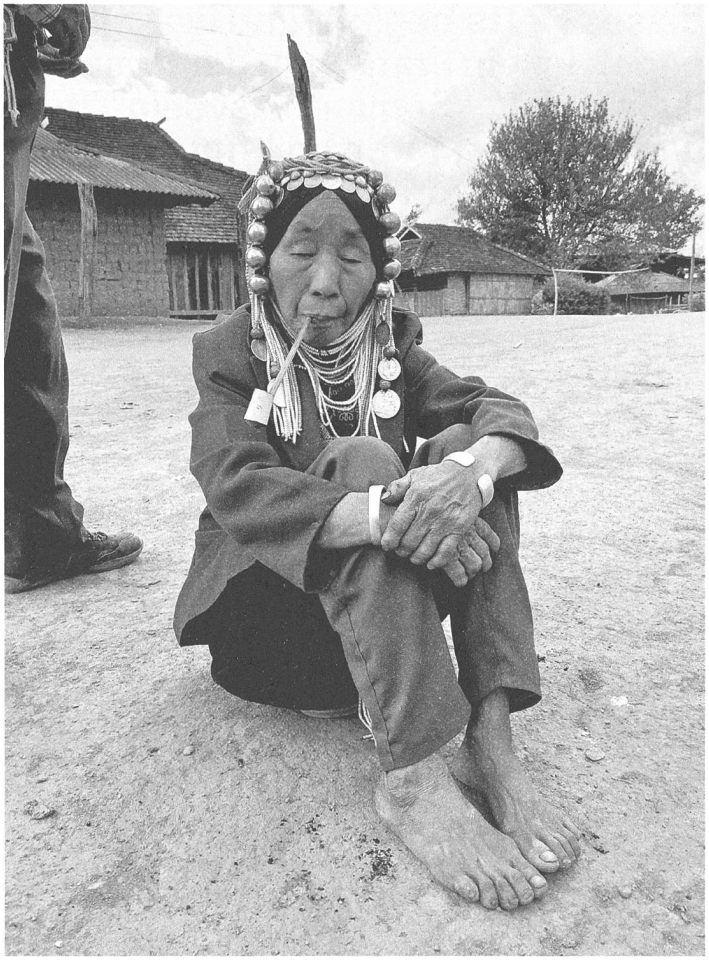
Aber beginnen wir vorne, mit dem Toyota Corolla Kombi aus den 1990ern, Farbe weiss, rechtsgesteuert im Rechtsverkehr. Das Modell dominiert die Blechlawine, die sich in der Vormittagshitze zur Stadtmitte wälzt. «Wir mögen weisse Autos», sagt Kyaw und deutet auf einen neuen Luxuswagen, «ich aber hätte gerne ein rotes.» Kyaw ist seit zehn Jahren mit Touristen unterwegs. Er ist 48-jährig und Germanist. Sein universitärer Lehrer kam aus Leipzig. «Wir durften Brecht lesen», erzählt er, «und Hölderlin.»

Jeweils während sechs Monaten bereist Kyaw mit Gruppen sein Land. Den Rest des Jahres verbringt er zuhause, in einer kleinen Stadt im Westen von Myanmar, wo er im Laden seiner Eltern als Verkäufer aushilft. Rangun ist ihm zu gross – und zu teuer: Eine schlechte Zwei-Zimmer-Wohnung kostet monatlich 1800 US-Dollar; der Vertrag gilt für ein Jahr, die Miete muss im Voraus bezahlt werden. Kyaw trägt einen Longyi, den traditionellen burmesischen Wickelrock, und ein Hemd. Die meisten Männer sind so gekleidet. Sie haben ihren eigenen Stil, denke ich, während mein Blick zum wiederholten Mal an der gelblich-weissen Gesichtsbemalung einer jungen Frau haften bleibt: «Burmesisches Make-up», erklärt Kyaw, bevor ich meine Frage formuliert habe: «Natürliches, von der Rinde des Thanaka-Baumes. Es strafft die Haut und schützt vor UV-Strahlung.»

... und Brüche

Myanmar, in der Landessprache «Mbiammaa», für englische Ohren Burma, deutsch Birma, ist doppelt so gross wie Deutschland und liegt zwischen den Grossmächten Indien, China und Thailand mit direktem Zugang zum Indischen Ozean. 53 Millionen Menschen leben hier – und 135 Ethnien. Die dominierende ist die burmesische. Auch Kyaw ist Burmese. Aung San Suu Kyi, Friedensnobelpreisträgerin, Oppositionsführerin, Präsidentschaftsanwärterin, ist Burmesin. Thein Sein, abtretender Staatspräsident, General, ist Burmese. Burmesen sind Buddhisten.

Zu den zahlreichen Minderheiten, die zusammen gut ein Drittel der Bevölkerung ausmachen, gehören die Shan und Karen im Westen, die Kachin im Norden oder die Mon im Süden. Die mehrheitlich muslimischen Rohingya am Golf von Bengalen sind staatenlos. Seit die Briten nach dem Sieg über die Japaner im Zweiten Weltkrieg abgezogen sind, fordern die Minderheiten mehr Autonomie und vor allem Anteil am Profit, den die Ausbeutung der Bodenschätze während der letzten fünf Jahrzehnte in die Taschen der Militärjunta gespült hat. Die bewaffneten Konflikte dauern an. Htet Shein, der Autor eines Zeitungsartikels zu diesem Thema, schreibt: «Man wundert sich, dass das moderne Myanmar immer noch so gegensätzlich ist.» Trotz Überfluss an Ressourcen in den Grenzgebieten befänden sich ebendort die grössten Armutsnester. Ihr Eigentum, ihr Reichtum sei ins burmesische Kernland exportiert worden – ungefragt. Ihre Kulturen und Sprachen wurden unterdrückt. «Im politischen Dialog, in der nächsten Phase des Friedensprozesses, liegt es an den [burmesischen] ‹Kolonisatoren›, Zugeständnisse zu machen und zu zeigen, dass sie guten Willens sind.»

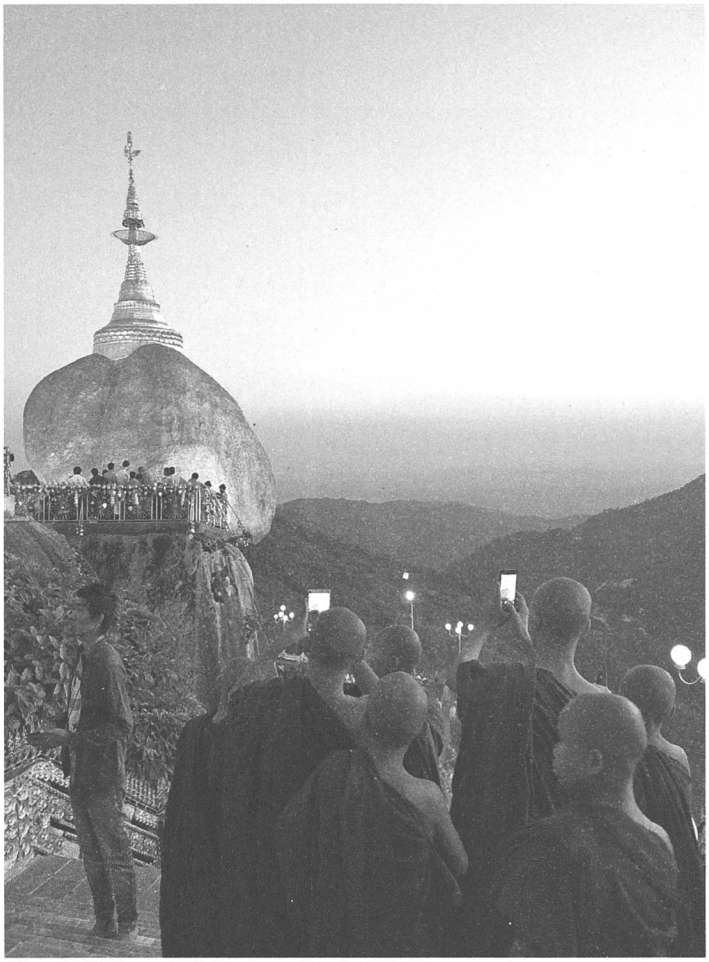


Akha-Frau im Westen von Myanmar, im Goldenen Dreieck an der Grenze zu Thailand und Laos.

Was hat das mit mir zu tun?

Wir fliegen über unzählige Hügel nach Kyaing Tong, mitten ins Herz des Shan-Staates. Vier Tage liegen vor uns, in denen wir zu Bergdörfern wandern und uns vom Reichtum des Bodens genauso wie von der Schönheit der Landschaft und vom Stolz der Menschen in ihren Dörfern beeindrucken lassen. Die Einsamkeit beim Wandern lässt mich an deutsche und englische Reisende denken, die im 18. Jahrhundert zu Fuss eine urtümliche Schweiz suchten, fanden und literarisch beschrieben.

Was suche ich hier? Das verlorene Paradies? Eine Gegenwelt? Die Langsamkeit? Einen Ort ohne Internet, ohne Mobilfunk? Eine Antwort ist nicht einfach zu finden. Ich glaube, mich interessiert das Phänomen von ungleichzeitig Gleichem; das Phänomen, dass sich die Geschichte wiederholt – unter anderen Vorzeichen. Meine Vorfahren haben so gelebt wie diese Menschen hier, denke ich. Und diese Haltung gewinnt immer mehr an Profil, je länger die Reise dauert und je mehr Kontakte mit Menschen sich ergeben. Am Inle-See kann ich mich fast nicht losreissen von den hölzernen Webstühlen, an denen Weberinnen sitzen, die mich an meine Urgrossmutter erinnern. Es ist nicht eine bessere Welt, die hier sicht-



Über 20 Millionen SIM-Karten sollen 2015 in Myanmar abgesetzt worden sein. Junge buddhistische Mönche fotografieren den Goldenen Felsen, der täglich Pilgerscharen anzieht.

bar wird. Auch nicht eine rückständige, das wäre ein falscher Schluss. Es ist eine Welt, die ich aus Erzählungen kenne und die mir weniger fern ist, als es auf den ersten Blick scheinen mag.

Am deutlichsten wird mir dies bewusst, als wir die Kyaikhtiyo-Pagode im Süden von Rangun, eine der heiligsten buddhistischen Stätten in Myanmar, besuchen. Die Pagode ist unter dem Namen «Golden Rock» bekannt. Kyaikhtiyo heisst übersetzt «der Stupa auf dem Kopf des Einsiedlers». Unser Begleiter Kyaw erzählt, dass der sechs Meter hohe Felsen, der auf wundersame Weise auf einem Felsvorsprung sitzt, von zwei Haaren Buddhas im Gleichgewicht gehalten werde. Seit kurzem führt eine halbstündige Fahrt auf vollgepfropften Ladeflächen kleiner LKWs in halsbrecherischem Tempo von Kinpun auf den 1100 Meter über Meer gelegenen Berg, auf dem sich der Fels befindet. Bis zu 10'000 Pilger – Männer, Frauen, Kinder – besuchen den Ort täglich. Sie bleiben mehrere Tage hier und übernachten im Freien.

Die Stimmung auf dem Berg, die Menschen, die hier stehen, liegen, sitzen, essen, die Düfte nach Gebratenem, die Gebete, die aus billigen Lautsprechern ertönen – dies alles erinnert mich an Pilgerberichte in mittelalterlichen Texten und aktuelle Meldungen aus Rom, Palästina oder Mekka. Es ist – wie beim Klang der Webstühle am Inle-See oder beim Betreten der Hütten in den Bergdörfern – ein Lebendigwerden von Texten und Bildern unserer eigenen Kultur und Geschichte, das mich fasziniert und zugleich nachdenklich stimmt. Das Gehupe, Geschrei und Gerangel am LKW-Terminal, die Fahrt auf den Ladeflächen, auf schmalen Bankreihen à sieben Personen, und im Konvoi mit einem Dutzend anderen LKWs hat auch etwas Beklemmendes. Wenn wir jetzt Flüchtlinge wären ..., denke ich, während ich auf die Köpfe vor mir starre und meinen Rucksack näher an mich heranziehe: mein einziges Hab und Gut.

Und wohin führt das?

Myanmar war 50 Jahre lang ein Gefängnis. Die brutale Zerschlagung der Safran-Revolution der Mönche liegt noch keine zehn Jahre zurück. Nur wenige Monate später, nachdem der Tropensturm Nargis im Süden des Landes mehr als 100'000 Opfer gefordert hatte, schloss die Militärregierung in ihrer Hilflosigkeit die Grenzen. «Sie haben diese Kehrtwende gemacht, weil China zu stark wurde», sagt Kyaw, und er meint die unerwartete Freilassung von Aung San Suu Kyi im Jahre 2011, die damit verbundene wirtschaftliche Wende und die Lockerung der Einreisebestimmungen. Noch 2014 gab es kaum Mobiltelefone und erst wenige Bankomaten. Jetzt haben Mönche Smartphones und fotografieren den «Golden Rock». Über 20 Millionen SIM-Karten sollen 2015 abgesetzt worden sein.

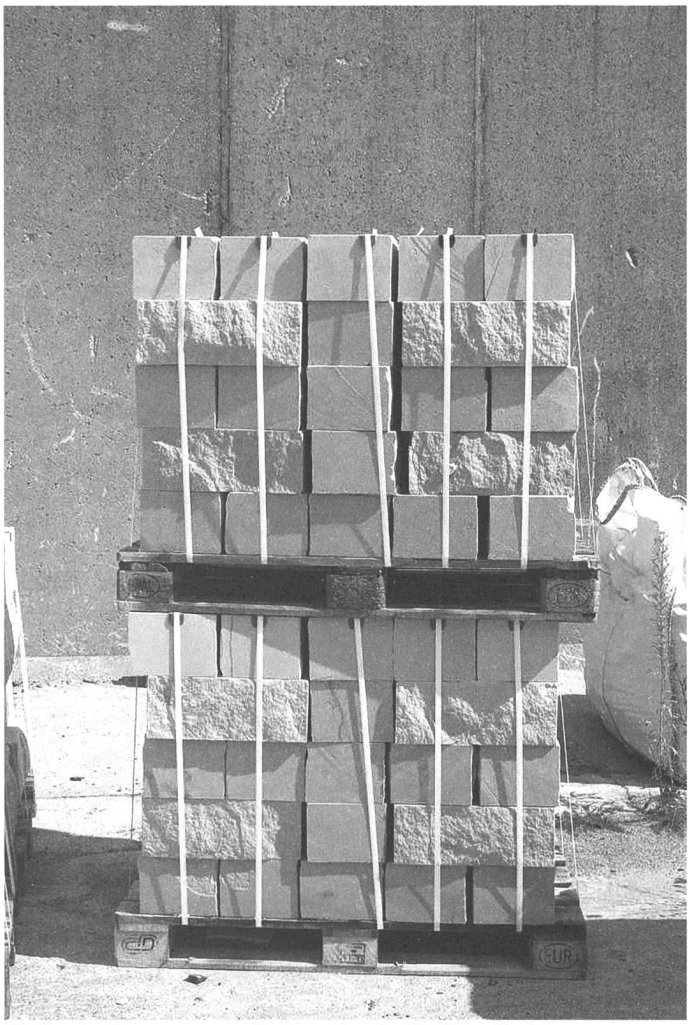
Kyaw sagt, er und seine Freunde hätten im ganzen Land herumtelefoniert und Facebook eingesetzt, um ihre Familien und Bekannten zu überzeugen, an die Urnen zu gehen und ihre Stimme Aung San Suu Kyi und ihrer Nationalen Liga für Demokratie zu geben. «Mit gegen 8,5 Prozent wies Burma 2015 erneut die höchste Wachstumsrate in Asien auf», schreibt die NZZ im Januar 2016. Während unserer Reise fällt immer wieder der Strom aus. Kyaw erzählt uns, dass er nicht versichert sei: «Eigentlich ist niemand versichert bei uns. Ausser du gehörst zu einer Militärfamilie und lebst in einer Kaserne. Dann hast du kostenlos Zugang zu medizinischer Versorgung.»

Der Spagat zwischen Gefängnis und Smartphone fordert heraus. Kyaw aber macht Mut. Er gehört zur Generation derjenigen, die den Vergleich haben und davon überzeugt sind, dass es nur besser kommen kann. Seine Fröhlichkeit, seine Neugierde und sein Stolz sind ansteckend, sein Wissen eine Bereicherung in jeder Hinsicht. Der Satz von Alexander Solschenizyn ist aus dem Zusammenhang genommen und ursprünglich nicht dazu gedacht, ein unbeschwerter Ratschlag für Reisende zu sein. Der Gefangene Solschenizyn sprach mit diesem Satz seinen Mitgefangenen Mut zu, in schwieriger, ja unmöglicher Situation körperlich und seelisch zu überleben.

Die Menschen, die wir in Myanmar kennenlernen, strahlen – mit wenigen Ausnahmen – genau diese Zuversicht aus, eine Zuversicht, die es braucht in Zeiten des Wandels, der Ungewissheit. «Funktioniert das Experiment ‹neues Myanmar›», schreiben die FAZ- und ARD-Korrespondenten Christoph Hein und Udo Schmidt in einer Reportage, «könnte das Land wieder zu dem werden, was es einmal war: das Herz Asiens.» Ich wünsche es Kyaw und all den Menschen, die diesen wunderbaren Flecken Erde bewohnen.

Heidi Eisenhut, 1976, ist Historikerin und Leiterin der Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden.

Die Igea und die Demokratie



Mit Sandsteinen mauerten die Gwerbler die Altstätter Marktgasse zu. Später dann mauerten sie gegen eine gute Idee. (Bild: pd)

Im März verwandeln die Altstätter Gwerbler ihre Marktgasse wieder in einen Garten – sie werden damit einen Wunsch verstärken, den sie verachten. Diese Ironie scheint fast unpassend in einer Geschichte, die vor allem Angst und Enttäuschung verhandelt.

Der «Stadtgarten», eine Gartenschau mit Sandsteinmäuerchen und Blumenbeeten, ist die beliebteste Ausstellung des örtlichen Gewerbes, das unter dem einigermassen umständlichen Namen Interessengemeinschaft Einkaufsstadt Altstätten (Igea) zusammengeschlossen ist. Zur Beliebtheit der Gartenschau tragen die Sandsteinmäuerchen bei, aber vor allem auch die Verkehrstafeln am Rand der Altstadt, die die Marktgasse in dieser Zeit vom Verkehr befreien. Als junger Reporter war ich einst an der Veranstaltung und fragte die Leute, ob sie die Autos am liebsten während des ganzen Jahres aus der Gasse verbannen würden. Die Leute sagten: «Ja, unbedingt!» Es gab keine andere Antwort.

Im vergangenen Jahr lancierten ein paar Leute eine Initiative: für eine autofreie Marktgasse. 850 Altstätterinnen und Altstätter unterschrieben. «Und wir mussten nicht einmal hausieren gehen», berichteten die Initianten dem «Rheintaler». Die Lädeler nahmen «mit Schrecken» davon Kenntnis. Und verhielten sich auch so. Nachdem der Stadtrat die Initiative vor einem Jahr für gültig erklärt hatte, legte die Igea dagegen Rekurs ein beim Kanton St.Gallen. Sie will nicht, dass Altstätten über eine autofreie Marktgasse abstimmt. Ein eigenartiges Verständnis von Demokratie.

Einmal schrieb die Igea Altstätten dem «Rheintaler» einen Leserbrief. Sie zeigte sich «enttäuscht» vom Stadtrat, weil dieser die Initiative zugelassen hatte. «Ohne erkennbaren Mehrwert und Not wird auf dem Rücken der Detaillisten eine Änderung der bisherigen, bewährten Situation mit Parkplatzbewirtschaftung und Begegnungszone angepeilt.» Es waren ein paar komplizierte Zeilen Angst. Die Igea schloss: «Wir hoffen, dass sich in der Zusammenarbeit mit dem Stadtrat eine tragbare, sinnvolle Lösung ergibt.» Als ob nur eine Lösung sinnvoll sein könnte.

Die Co-Präsidentinnen der Igea, Judith Schmidheiny und Yvonne Meier-Sieber, bräuchten nun eigentlich die Sympathie der ganzen Stadt. Aber sie äussern sich in der Öffentlichkeit nicht gerne als Menschen, sondern viel lieber als Organisation. Als Igea Altstätten. Ihre Statements klingen dann wie von einem Computer ausgedacht.

Von einem Computer mit Demokratiedefiziten.

Samuel Tanner, 1991, ist Inlandreporter bei der «Basler Zeitung». Er ist im Rheintal aufgewachsen und wohnt in Oerlikon.

Übrig bleibt eine kleine, seifige Pfütze

Mir brennt nichts unter den Nägeln, mich freut nichts, mich stört nichts an Appenzell. Ich langweile mich. Ich wache nachts auf, sleepless in Appenzell, es stürmt, ich ziehe die Vorhänge auf und schaue durch die dreifach verglaste Scheibe. Es ist so ruhig hier. So schön. Hier werden Traditionen noch gelebt, die Krankenkassenprämien sind tief, das Dunkel ist lieblich, das Grün satt und die Hauptgasse bunt und aufgeräumt. Und so kommen sie zu uns, die, die es sicher haben wollen und das auch bezahlen können. Und die, die wollen, dass es so bleibt. Hier drinnen in Appenzell.

Draussen ist der Teufel los. Banken starten mit Entlassungswellen, Heimatvertriebene finden keinen Platz zum Bleiben, Muslime bringen Muslime um und der von den Amerikanern exportierte «Jeder-kann-es-schaffen»-Traum ist ausgeträumt. Und mitten durch Appenzell wehen die Seifenblasen vom Bazar Herrsche – kleine, perfekt anmutende Mikrokosmen, die elegant an Hindernissen, am zerstörerischen Draussen, vorbeischweben.

Bis sie dann halt doch platzen, irgendwann. Übrig bleibt eine kleine, seifige Pfütze, laugig, die kein bisschen an die bunt schillernde, fliegende Kugel erinnert. Und der Seifeninnenraum? Im Platzen noch ist er entschwunden, hat sich innert eines Augenblicks im Draussen aufgelöst.

Hübsch anzuschauen sind sie, diese kleinen, luftigen Momente, diese Seifenwelten. Fürs Überleben, fürs immer Weiterleben, sind sie nicht gemacht. Sie können sich nicht öffnen, sich mit Neuem nicht verbinden, nicht verwachsen mit Notwendigem, keine Veränderungen miterleben. Verschwommen nehmen sie wahr, undeutlich kommunizieren sie und selten lernen sie. Ihr Umgang mit dem Draussen besteht aus: Platzen. Plop.

Und ich hörs, draussen geht im Dunkeln der Föhn und bringt alles durcheinander. Hier drinnen drückts ein bisschen im Kopf, sonst ist alles in bester Ordnung. Morgen früh liegen vor der Haustür ein paar Blätter, ein paar Äste, schnell weggewischt und alles ist wieder wie zuvor, so wie wirs kennen und lieben. Ein Glück?

Melina Cajochen, 1982, arbeitet im Bücherladen Appenzell.

Überlebenstraining war gestern

Seit einem Jahr lebe ich im Toggenburg und kann nun von mir behaupten, dass ich jede Jahreszeit hier oben am eigenen Leib erfahren habe. Ein wenig Angst hatte ich schon vor dem Winter, der arktischen Kälte und den unbezwingbaren Hauptstrassen. Hier oben in den Bergen geht doch nichts ohne Schneeketten und Enteiser. Immerhin war ich an gröbste thurgauische Verhältnisse gewöhnt: Der Winterdienst ist quasi inexistent in dieser Thurebene, die hauptsächlich von undurchdringbarem Nebel beherrscht wird. Besonders in Weinfelden scheint es der Obrigkeit gleichgültig, dass die in die Jahre gekommenen Stimmbürger über Schneemaden klettern müssen, um an den Bahnhof oder in die Kirche zu gelangen.

Ich wurde eines besseren belehrt: Die Strassen sind gepfadet und alles geht etwas langsamer, aber nicht minder produktiv. Da wird gesalzt und geräumt und sogar vorsorglich vor den tödlichen Dachlawinen gewarnt. Die Wege zu den Wirtschaften sind immer frei zugänglich. Keiner nervt sich über irgendwas. Schliesslich ist Winter und wir leben zwischen den Bergen.

Ich fahre zur Arbeit in den Thurgau. Ab Wil wird der Arbeitsweg zur Plackerei. Grauer Pflutsch liegt auf der Hauptstrasse und blosses Gasgeben wird zum Drahtseilakt. Wenigstens hätte jemand den nervigen Wildtieren um Wuppenau herum sagen können, dass jetzt auf der Hauptstrasse definitiv kein Platz für sie ist.

Für einen Moment denke ich sehnsüchtig an meine langjährige Langlaufloipe, die in schneereichen Zeiten auf dem Wellenberg hoch über dem Thurtal zu finden ist. Diese Strecke verlangte das Letzte von einem ab. Das war nicht einfach Sport, das war Überlebenstraining! Wie oft bin ich da auf der Loipe plötzlich aus dem Schnee auftauchenden Maisstauden ausgewichen? Ha! In meiner jetzigen Heimat, dem Toggenburg, gibts keine Maisfelder unter den Loipen. Winter-Tourismus geht hier anders.

Wenn ich abends, es dunkelt bereits, vom Thurgau ins Toggenburg fahre, den Nebel hinter mir lasse und in dieses andere Tal vorstosse, wird die Luft klarer. Der Nebel hat sich verzogen und einer sauberen, transparenteren Atmosphäre Platz gemacht, die höchstens noch nach Schoggi mit Orangenaroma riecht. Zumindest hier in meinem Städtli.

Zora Debrunner, 1977, ist Fachfrau Betreuung, Autorin (u. a. *Demenz für Anfänger*) und Vorstandsmitglied des Vereins Saiten.

In die Büsche schlagen

Gegen Identitätszumutungen hilft: abhauen, flüchten, untertauchen. Dieser Beitrag tut es auf seine Weise und aus aktuellem Anlass: Er sprengt für einmal den lokalen Kontext. «Wenn man den Begriff der Identität hört», so formuliert es einer, der die Postmoderne verstanden hat, «wenn einen dieser Begriff überfällt, dann möchte man sich eigentlich in die Büsche schlagen.» Dieser Eskapismus, einem YouTube-Statement des Literaturwissenschaftlers Joseph Vogl entnommen, mag an sich attraktiv sein. Er scheint es aber besonders dann, wenn Möglichkeiten bestehen, nach Belieben wieder aufzutauchen.

Mit dem Titel eines Biopics über Bob Dylan zu sagen: «I'm not there» ist insofern attraktiv, als darin das So-Sein als Frage nach dem Wo-Sein offenbleibt. Gerade in der Verneinung insistiert ein Subjekt: Wenn nicht hier, wo ist es dann? An der Gitarre, auf der Balkanroute, im Grossraumbüro, in der «cloud»? Für das Umschalten von Anwesenheit auf Abwesenheit und vice versa bietet die Leinwand allerdings andere Möglichkeiten als das Terrain gesellschaftlicher Wirklichkeit. Doch auch da ist sinnvollerweise mit Überraschungen zu rechnen. Aus den Büschen tauchen die Individuen in der Regel irgendwann wieder auf – und sei es auf den Bildern von Flüchtlingen in der europäischen Presse.

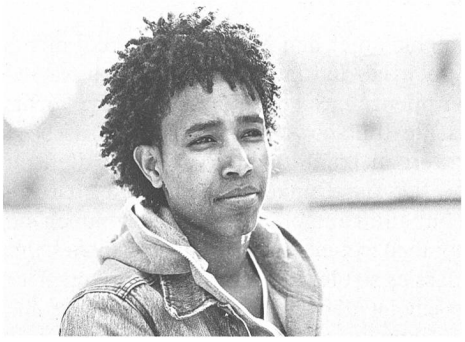
Sofern der Handlungsraum klar strukturiert ist, lässt sich beim In-die-Büsche-Schlagen ein gewisses Drohpotential sehen. Provozierst du mich zu sehr, werde ich nicht mehr mit dir reden. Verlangst du zu viel, kaufe ich meine Brötchen in Zukunft anderswo – bis ich dann doch wieder auf dich zurückkomme. Manche Ökonomen sind der Ansicht, die Verbreitung «bürgerlicher» Subjektivierungen habe der Ausbildung vernünftiger gesellschaftlicher Koordination zugearbeitet. Womit diese Vorstellung schwer zurechtkommt, ist der Faktor Zeit. Über den Moment hinaus bleibt unklar, wer wann und wo auftauchen und unerwartet ins Geschehen intervenieren wird. Dass entsprechende Bedrohungsfiguren die Runde machen, versteht sich: der disruptive Entrepreneur, der Flüchtling, der Populist.

Anstössigkeit liegt in den rutschartigen Gewinnen, welche diese Figuren mutmasslich realisieren wollen. Ihre Bedrohlichkeit besteht darin, soziale Reproduktion in Frage zu stellen: in progressiver Hinsicht, weil sie nicht den langen Weg der Akkumulation gehen; in konservativer Hinsicht nur schon dadurch, dass sie mutwillige Veränderungen mit sich bringen.

Damit ist aber nicht jede Analysekraft erschöpft und ein ewiger Kulturkampf angesagt. Jetzt aber: Wertedebatte! Etwa lässt sich der Fokus von Identität umstellen hin zu den Operationen des Identifizierens. So prekär diese Operationen im Einzelnen sind, so folgenreich sind sie im Geflecht der wirklichen Welt. Ihr Gelingen und Misslingen ist für viele quasi-schicksalhaft. Wo sich Identität an unbedingter Grenzziehung schärft, ist das besonders tückisch, denn erstens schaffen Grenzen das Potential unerwarteten Auftauchens nicht aus der Welt, und zweitens beruhen sie ihrerseits auf Gesten der Identifizierung. Es sind also nicht nur ethische Fragen des Vollzugs – etwa Ein- oder Aussperren, Ausschaffungspraxis oder die Forderung nach Schiessbefehlen –, sondern von vornherein instabile Unterscheidungen, welche Grenzen unzuverlässig machen. An den Unsicherheiten, die sich daraus ergeben, wird mit Volksabstimmungen kaum etwas zu ändern sein.

Wendelin Brühwiler, 1982, ist Historiker und arbeitet an der Universität Zürich.

Das naive Urteil eines Touristen



Der Zuger SVP-Nationalrat Thomas Aeschi war Anfang Jahr mit anderen Parlamentariern für sechs Tage in Eritrea. Geht es nach ihm, ist alles halb so wild: «Wir konnten uns weitestgehend ein unabhängiges Bild machen. Wir haben mit sehr vielen Eritreern absolut frei sprechen können», sagte er dem «St.Galler Tagblatt» (Ausgabe vom 9. Februar).

Ja, vielleicht konnte Aeschi sogar politische Fragen stellen. Ob er ehrliche Antworten bekam, ist aber eine andere Frage. Sogar er bemerkte, dass die Menschen ausgewichen sind «bei Fragen zum Wehrdienst respektive dem National Service».

Was haben sich die Parlamentarier wohl gedacht, als sie nach Eritrea gegangen sind, frage ich mich. Dass Menschen mitten in der Hauptstadt Asmara gefoltert werden und sie dabei zusehen können? Geht Herr Aeschi wirklich davon aus, dass die Leute, die seine Delegation herumgeführt haben, ihnen alles gezeigt haben – auch das, was sie nicht sehen sollten? «Wir sind natürlich auch etwas neidisch geworden, als wir von Aeschis Reise gehört haben», sagte Alexandra Karle von Amnesty International Mitte Februar zum Zentralschweizer Onlinemagazin «Zentral+». «Denn wir würden, zusammen mit anderen Menschenrechtsorganisationen wie etwa der UNO oder dem Internationalen Roten Kreuz, auch gerne ins Land. Das lässt die eritreische Regierung allerdings nicht zu. Und das spricht ja auch dafür, dass ein Land etwas zu verbergen hat.»

Ich bin derselben Meinung wie Frau Karle: Diese Reise war pure Augenwischerei. Aeschis Partei und die eritreische Regierung haben gemeinsame Interessen: Erstere will ein Rückschaffungs-Abkommen, letztere will Gelder für die Entwicklungshilfe.

Aeschi hat keine Ahnung, wovon er spricht. Er hat genau das gesehen, was das Regime wollte. Wieso ist seine Delegation nicht nach Sawa gegangen, wo das Eritrean Military Education Camp ist und grausame Menschenrechtsverletzungen stattfinden? Ich habe Freunde, die dort gefoltert wurden. Selber bin ich dem nur per Familiennachzug entkommen. Zum Glück!

Nur weil Herr Aeschi ein paar Dörfer, die Hauptstadt und die Berge Eritreas besucht hat, kann er noch lange nicht über die politische Situation des Landes reden. Für mich ist er nicht mehr als ein Tourist, der einmal sechs Tage in meiner einstigen Heimat war. Es ist schlichtweg anmassend, rein aufgrund dessen über sie zu urteilen.

Yonas Gebrehiwet, 1996, ist mit 15 Jahren aus Eritrea in die Schweiz gekommen. Er wohnt in Rheineck und beendet im Sommer seine Ausbildung zum Textiltechnologen.